Vierzehnter Jahrgang.

Sonntags-Beiblatt

zur

Augsburger Postzeitung.

26. März Nr. 13. 1854.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 40 kr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Das Christenthum in Abyssinien und der letzte Martyrer daselbst aus Oesterreich. *)

I.

Unter den Psalmen Davids ist uns auch das freudige Huldigungslied eines begeisterten Israeliten auf Salomo, da er die Regierung antrat, im 71. Psalme aufbewahrt. Aber so groß auch Israels Erwartungen von Salomo's Weisheit und Regententugenden seyn mochten, in diesem Feiergesange sind dennoch Erwartungen ausgesprochen, die wohl kein blos irdischer Friedensfürst oder Salomo erfüllen konnte. „Er wird Recht sprechen den Armen im Volke, und helfen den Kindern der Dürftigen, und demüthigen die Unterdrücker derselben. Er wird bleiben, so lange Sonne und Mond währet, von Geschlecht zu Geschlecht. Er wird herabkommen, wie der Regen auf eine Wiesenmatte, und wie der Thau die Erde befeuchtet. Da wird in seinen Tagen die Gerechtigkeit und Friedensfülle sprossen, bis daß der Mond vergeht. Von Meer zu Meer wird er herrschen, vom Fluß bis zu des Erdballs Gränzen. Die Aethiopier werden vor ihm sich niederwerfen, und obgleich früher seine Feinde, nun aus Gehorsam den Boden küssen. Die Könige von Tarsis und die Inseln werden Gaben bringen, Arabiens und Seba's Fürsten mit Geschenken huldigen: der Erde Herrscher alle ihn anbeten, ihm dienen alle Nationen; — und er wird der Gegenstand ihres Gebetes immerdar, und ihrer täglichen Lobpreisung seyn."

In diesen Worten des gottbegeisterten Sängers schimmern freilich Hoffnungen, die erst in Jesus Christus, dem großen Salomo oder Friedensfürsten für die Menschen, die eines guten Willens sind, festen Ankergrund fanden, deren volle Erfüllung aber erst jener auch von uns Katholiken ersehnten und stets angestrebten Zeit aufbehalten ist, wo Ein Hirt und Eine Heerde seyn wird.

Was die Aethiopier betrifft, die nach dieser Prophezeiung Christo dem Herrn huldigen sollten: so begegnet uns schon in den Jahren 34 und 35 nach Christi Geburt, als die jugendlich kräftige Kirche noch nicht lange ihre Aeste und Sprossen über Jerusalems Mauern hinausgetrieben hatte, ein Abgesandter derselben. In jenem Vorsprunge Hochafrikas, den wir Habesch oder Abyssinien, die Alten aber Aethiopien nennen, hatten sich lange vor Christi Geburt jüdische Ansiedlungen gebildet. Die vielen mit Engpässen versehenen Waldgebirge dieses Landes, welche stufenweise von schneebedeckten Gipfeln bis ins tiefere Nilland sich niedersenken, die dazwischen liegenden gras- und getreidereichen Hochebenen mit dreimaliger Ernte und milder und erquickender Alpenluft, die engen Thäler, von wasserreichen Flüssen durchströmt; die vier Tagereisen lange heiße dürre Salzfläche, welcher als Küstensaum die östlichen Gränz-

*) Oesterr. Volksfr.

gebirge noch vom rothen Meere sondert, boten den so ferne von Sion sich niederlassenden Söhnen Israels gesicherte Wohnsitze. Selbst in unsern Tagen wohnen mitten in jenem Lande, in der gebirgigen Provinz Samen, zahlreiche Juden, hatten lange, bis 1800, ihre eigenen Fürsten, und nähren sich, außer dem für sie unwiderstehlichen Handel, auch vom Baue der Häuser und Hütten.

Aus jener Gegend nun, die viel ausgedehnter ist als die österreichische Monarchie, kam um die Zeit der Steinigung des heiligen Stephanus der Kämmerer der Königin Kandazes nach Jerusalem, Jehova dort im Tempel anzubeten. Auf seiner Rückreise im Wagen den Propheten Isaias, diesen Evangelisten des alten Bundes lesend, ward er durch Gottes wunderbare Fügung vom Diacon Philippus belehrt, bekehrt und getauft, und zog dann seinen Weg fort zur fernen Heimat mit Freuden. — Solches ist Alles lebendig und mit unnachahmlicher Anmuth geschildert im achten Kapitel der Apostelgeschichte zu lesen. Unsern Lesern wird der genauere Inhalt auch ohne die wohlfeile Großmuth einer martyriumssüchtigen Miß Cunningham bekannt seyn. — Wir fügen nur noch bei, daß fromme Ueberlieferungen der christlichen Vorzeit erzählen, dieser äthiopische Hofbeamte habe den Samen des göttlichen Wortes sodann in seinem Vaterlande ausgestreut, und später den heiligen Apostel Matthäus gastlich aufgenommen, als ihn die göttliche Vorsehung nach Aethiopien zur Predigt des Evangeliums rief. Wir überlassen es einer hochmüthigen Kritik, diese und ähnliche Sagen chemisch zu zersetzen und zu verflüchtigen, und an dem bleibenden Reste nach ihrer Weise sich zu erbauen und zu erquicken.

Wie es der Pflanzung des Christenthums in den nächsten Jahrhunderten daselbst erging, darüber fehlen uns die Nachrichten. Wissen wir doch in unsern Tagen, bei so vielen Reisemitteln und so sehr gesteigerter Reiselust so wenig über jene Gegenden; was Wunder also, wenn in so früher Zeit Nacht und Dunkel über dasselbe sich vor den Augen der nördlichen Welt gelagert hat.

Erst gegen das Jahr 327, in den Zeiten des großen Kirchenlehrers Athanasius, fällt wieder ein freundlicher Lichtstrahl der Kirchengeschichte auf das den Augen der christlichen Welt fast entschwundene äthiopische Gebiet. Obgleich das bisher Gesagte nur eine freilich sehr lose gezimmerte Brücke seyn soll, um zu einem Märtyrer aus Oesterreich zu gelangen, welcher in Abyssinien für Christus sein Leben opferte, so wird, wie wir hoffen, der christliche Leser die Geduld nicht verlieren, wenn wir nun auf der Brücke noch etwas verweilen. Wie bekannt bieten sich ja die schönsten Aussichten sehr oft auf Brücken dar. — Im Anfange des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hatte Meropius, ein reicher und gelehrter Mann aus Tyrus, mit seinen zwei hoffnungsvoll heranblühenden Neffen Frumentius und Edesius eine wissenschaftliche Reise nach Persien und Indien unternommen. Die beiden Knaben waren fromm und christlich erzogen, kundig der griechischen Sprache, und selbst auf den Reisen benützte der Oheim die freie Zeit, sie noch weiter zu unterrichten. Auf der Rückreise aus Persien landete das Schiff an der abyssinischen Küste des rothen Meeres, um dort frisches Wasser einzunehmen. Mittlerweile ging Meropius mit den Knaben und einem Theile der Reisegenossen ans Land. Sie entfernten sich von der übrigen Gesellschaft, und lagerten sich unter einem schattigen Baume, und weil sie körperlich so wohl sich fühlten, so lasen sie, den Geist zu erquicken, in einem Buche. Da fiel unerwartet ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel in ihren frohen Kreis, ein Tropfen bittern Wermuths füllte schnell den ganzen Becher ihrer reinen Lust. Rohe räuberische Bewohner der Gegend stürzten herbei und mordeten die Fremdlinge. Der beiden Knaben aber ward geschont, denn ihr junges Leben erregte selbst der Barbaren Mitleid oder Gewinnsucht. Sie kamen an den Hof des Fürsten nach Auxuma, der gerührt durch ihre schöne Gestalt, in welcher eine noch schönere Seele sich spiegelte, sie lieb gewann, und kurz vor seinem Tode ihnen die Freiheit schenkte. Dankbar blieb das Brüderpaar auf den Wunsch der verwittweten Königin noch einige Zeit im Lande, sie bei der Regierung, welche dieselbe statt ihres unmündigen Sohnes führte, durch Rath und That zu unterstützen. Aber die Sehnsucht nach einer christlichen Umgebung,

nach christlichem Gottesdienst, regte sich mehr und mehr im Herzen der beiden Brüder, denn entweder war in diese Gegend des weiten Aethiopiens das Christenthum in der apostolischen Zeit nicht gedrungen, oder zu fern und abgerissen vom erwärmenden Mittelpuncte wieder erloschen. Oft und oft fragte Frumentius die fremden Kaufleute, welche bisweilen das Land besuchten, ob sie Christen seyen. Wie groß war seine Freude, als ihm endlich einmal seine Frage bejaht wurde! Wie alte Freunde nahm er sie auf, und weinte Thränen der Rührung, als er nach christlicher Weise mit ihnen beten konnte, und ersuchte sie beim Abschiede, ja bald und recht oft wieder zu kommen, denn seine Sorge werde es seyn, für den Bau eines christlichen Gotteshauses im Lande zu sorgen. — Als endlich der junge König volljährig geworden, verließen die Brüder das Reich. Edesius, den die Liebe zum Vaterlande und seinen Verwandten zog, reiste nach Tyrus, wo er später zum Priester geweiht wurde, Frumentius aber ward durch Gottes Geist zu einem höhern Ziele getrieben. Ihm lag das traurige Schicksal der Aethiopier schwer am Herzen, die er in der Finsterniß des Heidenthumes hatte zurücklassen müssen; er wollte sie dem himmlischen Vaterlande gewinnen. Er wendete sich nach Alexandria in Egypten an den heiligen Athanasius, schilderte ihm den Zustand Abyssiniens, und bat ihn, Vorsorge für die Bekehrung dieses Volkes zu treffen, das durch seine Lage nach Alexandria um geistliche Hilfe angewiesen sey. Athanasius, gewohnt in wichtigen Angelegenheiten nicht blos seinem Ermessen zu folgen, sondern in wahrhaft christlicher Demuth den Rath Vieler zu hören, versammelte seinen Klerus, und forderte Frumentius auf, sein Anliegen vorzutragen. Als dieser nun voll Begeisterung schilderte, welch' reiche Ernte in Abyssinien zu machen sey, wenn ein vom Geiste Gottes beseelter Mann dort mit Macht und Kraft das Evangelium verkünden würde, da rief Athanasius, ihn mitten in seiner Rede unterbrechend, freudig aus: „Wo wäre ein Mann zu finden, auf dem so augenscheinlich Gottes Geist ruhte, wie auf dir, Frumentius; und wer in der Welt wäre geeigneter zu diesem großen, evangelischen Werke?" Und so ward denn Frumentius zum Bischofe geweiht, und als Glaubensbote nach Aethiopien gesendet, wo er segensreich wie ein Apostel wirkte.

Seit jenen Zeiten blieb bis in unsere Tage die abyssinische Kirche mit der von Egypten in Verbindung. Leider daß sie, obgleich dem Mohamedanismus sieghaft widerstehend, in Irrlehren und unstatthafte mosaische Gebräuche und Ansichten verstrickt wurde, welche dem Aufblühen eines wahrhaft christlichen Lebens hemmend im Wege stehen. Mit der übrigen christlichen Welt aus weiter Entfernung nur durch ein einziges schwaches Band, die Ernennung des Abuna oder obersten Geistlichen, welche durch den koptischen Patriarchen in Egypten geschieht, in Verbindung stehend, blieb das christliche Abyssinien fast neun Jahrhunderte für Europa in Dunkel gehüllt. Da traten gegen Ende des 15ten Jahrhunderts die Portugiesen, und unter ihrem Schutze im 16ten Jahrhunderte die Jesuiten in nähere Berührung mit dem merkwürdigen Lande und Volke. Ihr eifriges Bestreben war es, das Volk aus Aberglauben, Irrlehre und Unsittlichkeit zu befreien, und in enge Verbindung mit Rom zu bringen. Es kostete dem Orden viele Mühe, Schweiß, Drangsale und Blut. Schon schien der Sieg errungen, der Hof war zum katholischen Glauben bekehrt, die zweifache Natur in Christo überall verkündet, die Mönche und ihre Mißbräuche vom Hofe entfernt, ein Patriarch vom Papste ernannt: da brannte der Fanatismus des alten Irr- und Aberglaubens wieder auf, das Reich zitterte in seinen Grundfesten, das Blut von vielen Katholiken ward in einem grausamen Bürgerkriege vergossen, die Jesuiten selbst wurden verjagt oder getödtet (1632). Wohl ließen auch im 18ten Jahrhundert die römischen Päpste Abyssinien nicht ganz aus ihren Augen. Aber auch damals vermehrten ihre Versuche, dort den römisch-katholischen Glauben auszubreiten, nur die Zahl der Märtyrer. Dieß war auch unter Clemens XI. der Fall, im Jahre 1711. Liberatus Weis, ein Priester der damaligen österreichischen Provinz des Franciscaner-Ordens, und apostolischer Präfect der katholischen Missionen in Abyssinien, starb damals mit zwei Ordensbrüdern daselbst den Martyrertod. Pater Theodosius Wolf, ihr Ordens- und Missionsgenosse aus dem Kloster zu St. Pölten in Oesterreich, der

durch dreizehn Jahre in jenen Gegenden wirkte, und viele Heiden und Muhamedaner zur Erkenntniß des Evangeliums brachte, und der zu Lanzendorf bei Wien, nachdem er vier Welttheile durchgewandert, und seine Kräfte erschöpft im Dienste des Herrn, reich an Verdiensten starb, hat in einem lateinischen Briefe den Martyrertod seiner oben erwähnten Mitbrüder beschrieben. Da dieser Brief in weiteren Kreisen wohl weniger bekannt ist, als er es um seines Gegenstandes willen verdiente, und die Blicke der Katholiken in unsern Tagen wieder mit frommer Begeisterung tief hinab nach Afrika gerichtet sind, so dürfte eine Uebersetzung und Mittheilung desselben nicht überflüssig seyn.

(Schluß folgt.)

Die Zeit der Fasten in Paris.

Der Erzbischof von Paris hat in seinem dießjährigen Hirtenbriefe ein warnendes Wort in Bezug auf die „Ignoranz in Religionssachen" gesprochen, und verschiedene Mittel und Wege angegeben, theils das Uebel zu heben, theils seinen weiteren Fortschritt wenigstens zu hemmen. Die Predigten fehlen übrigens in der Hauptstadt wahrlich nicht und das Wort Gottes zählt hier würdige und zahlreiche Vertreter. Aber oft verfehlen die besten Mittel ihre Wirkung, wenn nicht äußere günstige Umstände hinzukommen. Der Erzbischof sagt in seiner Anrede an die Gläubigen selbst: „Nirgends ist wohl für die Verkündigung des göttlichen Wortes treuer und reichlicher gesorgt, als in Paris. Dennoch glaube man ja nicht, daß nichts mehr zu thun übrig bleibt. Und weil noch so viel Böses neben dem Guten, daß wir von Herzen anerkennen, besteht, so sollen wir alles Mögliche thun und kein Mittel unversucht lassen, eine noch größere Anzahl Zuhörer um unsere Kanzeln zu versammeln. Und sollte man nicht auch bis in jene dunkeln Winkel von Paris, wo so viele verirrte Seelen fern von der Sonne der Wahrheit leben und sterben, einen belebenden Strahl senden können?" . . . .

Diese Aufgabe versucht nun der Erzbischof zu lösen, indem er für die Dauer der Fastenzeit in allen Pfarrkirchen einen Religionsunterricht anordnet, der methodischer, vollständiger und umfassender als bis jetzt geschehen, die christkatholische Lehre verkündet, der zugleich bei den Halbunterrichteten die Kenntnisse berichtigt und erweitert und der endlich die ganz Indifferenten zum Nachdenken und zur Bekehrung aufmuntert. So hat denn der Erzbischof außer den großen Conferenzen, die jährlich in Notre-Dame stattfinden, ähnliche Zusammenkünfte für jeden Sonntag Abend in den andern Hauptkirchen, so namentlich in St. Sulpice, in St. Eustache, in St. Marguerite und in St. Geneviève, angeordnet. Bei Hofe hält der gewöhnliche Hofprediger des Kaisers, der Abbé Courtier, die Fastenpredigten, und nachdem am letzten Sonntage der Bischof von Adras die Messe gelesen, begann der ebengenannte Redner in Gegenwart beider Majestäten den Cyclus seiner Vorträge mit einer Predigt über die erste der acht Seligkeiten: „Selig sind die Armen im Geiste, u. s. w", welche Aufgabe bei einem so besondern Auditorium derselbe sehr gut gelöst hat. Der Abbé Courtier ist ein vortrefflicher Redner, der trotz seiner hohen Gelehrsamkeit sehr einfach spricht. Seine ganze Ausdrucksweise ist ungeziert und klar und man hätte kaum eine bessere Wahl treffen können für einen Vertreter der heiligen Wahrheiten eben an diesem Orte. — In Notre-Dame predigt der Pater Félix, der wirklich keinen leichten Stand hat, wenn man bedenkt, daß vor ihm Lacordaire und Ravignan auf derselben Kanzel gepredigt haben. Dennoch weiß der Pater Félix seine Aufgabe glücklich zu lösen und ein zahlreiches Auditorium, unter welchem man stets den Erzbischof selbst bemerkt, ist hier versammelt. Im vorigen Jahre hatte derselbe Redner sich die Bekämpfung der Irrthümer der sogenannten modernen Weltphilosophie zum Thema gewählt; dießmal spricht er über den Einfluß des Christenthums zur Hebung der großen socialen Uebel. Vorzugsweise wird er dabei das materielle Elend der Zeit in's Auge fassen. — Der berühmte Pater Ventura predigt in St. Louis d'Antin,

und man erstaunt immer wieder von Neuem, wenn man hier einen Fremden ein so vollendetes Französisch sprechen hört. Dabei entwickelt der Pater Ventura eine bewunderungswürdige Kenntniß sämmtlicher heiligen Schriften, und hat außerdem etwas ungemein Herzliches und Gemüthvolles in seinem Vortrage; nur manchmal dürften uns die allzu großen Gegensätze des Hochpoetischen und einer gar zu sehr an's Rauhe streifenden Natürlichkeit befremden. — Der Abbé Combalot läßt sich in St. Thomas Aquin hören, ebenfalls ein ausgezeichneter Kanzelredner. Ihm kommt namentlich eine langjährige Erfahrung zu statten, und bei seiner volksthümlichen Redeweise übt er großen Einfluß auf die Massen. Zwei Tage der Woche hat er besonders zum Religionsunterrichte für Damen bestimmt, deren Lieblingsprediger er seit Langem ist. — In Ste. Elisabethe predigt der Abbé Coquereau, der trotz seiner überhäuften Geschäfte als erster Aumonier der Flotte, seinen Zuhörern nicht untreu geworden ist. Dieser ist ein sehr lebendiger, anziehender Redner, er hat die Welt gesehen und alle Lebenslagen kennen gelernt; seine Vorträge, die stets eine sociale Tendenz zum Hintergrunde haben, sind von großem praktischem Nutzen. Er zählt eine außerordentliche Menge von Zuhörern. — In St. Roch finden wir den Abbé Desplace, ein seltenes, schönes Talent, in seinem kräftigen, ungeschminkten Styl oft an die Kanzelredner des 17ten Jahrhunderts erinnernd. — Der Doyen von Ste. Génévieve, der Abbé Duquesnay, seit Kurzem auch Professor an der Sorbonne, predigt in Ste. Marguérite; im ehemaligen Pantheon predigen die Capläne abwechselnd. Abbé Duquesnay gleicht vielfach dem Vorhergenannten; auch er ist eine kerngesunde, gerade Natur, der so recht spricht, wie's ihm um's Herz ist, und der zugleich sehr populär sich ausdrückt. Deßhalb ist ihm auch das volkreichste Quartier, der Faubourg St. Antoine, zugewiesen. Man muß auch durchaus den Abbé Duquesnay häufiger hören, um ihn lieb zu gewinnen, weil er für den Neuling etwas Hartes und Abstoßendes hat. Wir erwähnen hier aber seiner mit besonderer Vorliebe, weil er es ist, der auf die Vorstellungen des Abbé Cuny eine der Seitencapellen in Ste. Génévieve für den regelmäßigen Gottesdienst der deutschen Mission bewilligt hat. Der letztgenannte Priester, der sich mit seltener Hingabe ganz den „armen Deutschen" in Paris widmet, hat denn auch schon seit mehreren Monaten ein zahlreiches Auditorium um sich versammelt. — Wir schließen hier, da es den Raum unseres Berichtes überschreiten würde, wollten wir alle übrige Priester erwähnen, die für die Fastenzeit Conferenzen und Vorträge angekündigt haben, und unter denen sich übrigens noch Redner ersten Ranges befinden, wie z. B. Pater Lavigne in St. Sulpice, Pater Corail für die auswärtigen Missionen u. s. w. Genug, wir sehen aus dem Obigen hinreichend, daß wenigstens von der obersten Kirchenbehörde des Erzbisthums Alles gethan ist, die dießjährige Fastenzeit zu einer segensreichen zu machen. (D. Volksh.)

Griechische Prophezeiungen.

Wenn der Sturm kommt, wirbelt Staub auf. So haben auch die politischen Ereignisse, die sich gegenwärtig im Orient entwickeln, die Erinnerung an manche alte Sage und Prophezeiung wach gerufen, an die man sonst schwerlich gedacht hätte. Man erzählt von einem griechischen Mönche, der zur Zeit der Eroberung Konstantinopels prophezeit habe, daß die Türken nach vierhundert Jahren dieses Besitzthum wieder verlieren würden, und zwar, wie man später hinzugesetzt zu haben scheint, durch die blonden Söhne des Nordens. Ziemlich das Gleiche erzählt man von dem damaligen Patriarchen von Konstantinopel. An dem Hauptaltar der Sophienkirche von Mohameds eiserner Streitkolbe niedergeschmettert, habe er sterbend seinem Mörder geflucht und dessen Reiche nach vierhundertjährigem Bestehen ein schmähliches Ende geweissagt. Diese Vorherverkündigungen, von den Russen zu rechter Zeit wieder aufgefrischt, haben die Runde durch fast alle Zeitungen gemacht. Nichtsdestoweniger müssen sie mit großem Mißtrauen aufgenommen werden. Der angebliche griechische Mönch ist eine durchaus verdächtige Person; denn seiner Prophezeiung geschieht von

keinem gleichzeitigen Schriftsteller Erwähnung. Eben so scheint das, was von Mohameds Excessen in der Sophienkirche und dem Morde des Patriarchen erzählt wird, lediglich eine Erfindung des Hasses zu seyn. Mohamed II. war zu verständig, um für seine Person gegen christliche Kirchen und christliche Priester zu wüthen. Im Gegentheil, seine eifersüchtige Achtung vor dem herrlichen Dom, der, in eine Moschee verwandelt, das Monument seines Ruhmes werden sollte, war so groß, daß er beim ersten Betreten desselbrn einen eifrigen Muselmann, der den marmornen Fußboden aufbrach, mit seinem Säbel nachdrücklich daran erinnerte, wie er zwar Beute und Gefangene den Soldaten bewilligt, öffentliche und Privatgebäude aber dem Fürsten vorbehalten habe. Und als er bald nach der Einnahme der Stadt die Wahl und Einsetzung eines Patriarchen vornahm, vernachläßigte er dabei keine der Ehrenbezeugungen, die in dem Ceremoniell des ehemaligen byzantinischen Hofs vorgeschrieben waren. Auf seinem Thron sitzend, übergab der Sultan dem Gennadios den Bischofs- oder Hirtenstab, das Symbol seiner geistlichen Würde, begleitete ihn dann bis ans Thor des Serails, machte ihm ein reichgeschmücktes Pferd zum Geschenk, und befahl den Wesiren und Bassen, ihn in den zu seinem Aufenthalt bestimmten Palast zu führen. Wir erwähnen dieß nur beiläufig, um anzudeuten, wie wenig die Erzählung, die den Eroberer Konstantinopels in der Sophienkirche herumwüthen und den Patriarchen am Altar niederschlagen läßt, mit den Thatsachen der Geschichte sowohl als mit Mohameds Charakter und Politik übereinstimmt. Ist aber die Ermordung des Patriarchen ein Märchen, so fällt natürlich auch die dem Sterbenden zugeschriebene Prophezeiung in Nichts zusammen. Man geht gewiß wenig fehl, wenn man beide Weissagungen, sowohl die des Mönchs als die des Patriarchen, für leere Erfindungen einer spätern Zeit erklärt. — Damit soll indeß nicht gesagt seyn, daß es unter den Griechen wirklich keine Prophezeiungen über das endliche Schicksal des Reichs und der Hauptstadt gegeben habe. Im Gegentheil, wenn wir byzantinische Chronisten durchblättern, so finden wir deren genug verzeichnet; aber sie fallen meist in frühere Perioden. Eine der merkwürdigsten ist unstreitig die, welche Niketas Choniates (pag. 413—423), der zu Anfang des 13ten Jahrhunderts schrieb, und der ungenannte Schriftsteller de Antiquitat. Const., der um das Jahr 1100 lebte und mit dem uns Banduri (Imper. Orient. tom. I. p. 1918) bekannt macht, mittheilen. Dieselben erzählen nämlich, daß auf dem Forum des Taurus eine eherne Reiterstatue gestanden habe, die aus Antiochien dahin gebracht und von der es ungewiß gewesen sey, ob sie den Bellerophon oder den Josua habe vorstellen sollen. Auf diesem Denkmal nun (das, beiläufig gesagt, später von den Lateinern eingeschmolzen wurde) habe sich eine geheime Inschrift befunden, die eine Prophezeiung enthalten habe des Inhalts: daß die Russen (οἱ Ῥῶς) in den letzten Tagen Herren von Konstantinopel werden sollten. Diese Weissagung, vor achthundert Jahren ausgesprochen, zu einer Zeit, wo Europa die Russen kaum dem Namen nach kannte, und von zwei ziemlich gleichzeitigen Schriftstellern verbürgt, die wir heute noch besitzen, könnte allerdings überraschen, wenn man nicht die Geschichtsperiode in Betracht zöge, in der dieselbe entstanden ist. Es war die Zeit der Seezüge, welche die Russen oder Waräger (Βάραγγοι) gegen Konstantinopel unternahmen. Die Geschichte meldet von vier solchen Zügen. Der erste wurde von dem Fürsten von Kiew 865, der zweite von Olep 904, der dritte von Igor, Ruriks Sohn, 941, der vierte und letzte von Jaroslaw, Igors Enkel, 1043 unternommen. Zwar gelang es den nordischen Barbaren nicht, die feste Hauptstadt des byzantinischen Reichs einzunehmen; aber sie jagten doch den Griechen bedeutende Angst ein, und diese Angst gebar offenbar obige Prophezeiung. Die Griechen waren nämlich, wie bekannt, ein eben so wundersüchtiges und leichtgläubiges, als ein phantasiereiches Volk. Was sie hofften und fürchteten, dachten sie nicht in Abstractionen, sondern in Bildern, bekleideten es mit den bunten Farben der Einbildungskraft und gaben ihm den Anstrich des Wunderbaren und Geheimnißvollen. Aus dieser Eigenthümlichkeit des griechisch-byzantinischen Volkscharakters flossen die zahlreichen Legenden, Wundergeschichten und Prophezeiungen, deren jedes Jahrhundert, jeder wichtigere Abschnitt im Staatsleben neue

hervorbrachte. Im neunten, zehnten und eilften Säculum waren es, wie gesagt, die Russen, die durch ihre wiederholten Seezüge den Griechen die Besorgniß einflößten, daß es den verwegenen Abenteurern am Ende doch gelingen dürfte, das sinkende Reich über den Haufen zu werfen. Ihrer Gewohnheit gemäß kleideten sie diese Befürchtung in die Form einer Weissagung. Später verschwand die Furcht vor den Russen. Neue Feinde traten in den Vordergrund, und damit änderten sich auch die Vorherverkündigungen der Seher. Je nachdem Konstantinopel von den Normannen, Lateinern, Bulgaren oder Türken bedrängt wurde, tönte auch die Prophetenstimme anders. Im Gefühl der eigenen Schwäche, gegenüber der rohen Kraft der anstürmenden Feinde, schrieben die Griechen bald dem einen, bald dem andern Volk den zukünftigen Untergang des Reichs zu. Als eine merkwürdige Fügung des Zufalls dürfte es aber immerhin erscheinen, daß nach einem Kreislauf von beinahe tausend Jahren es jetzt abermals die Russen sind, welche Konstantinopel zittern machen, freilich nicht mehr das christliche Konstantinopel der Griechen, sondern die Metropole eines islamitischen, aus Asien eingedrungenen Erobererstammes, der das Griechenreich vernichtete. — Aus der Menge von Prophezeiungen, welche in den verschiedenen Zeitaltern die Phantasie der Griechen beschäftigen, wollen wir beispielsweise nur zwei ausheben, von denen die eine erfüllt worden, die andere unerfüllt geblieben ist. Um die Mitte des 12ten Jahrhunderts hatte eine Matrone einen Traum oder vielmehr ein prophetisches Gesicht. Sie sah auf dem Forum des Taurus ein zahlreiches Heer versammelt und auf der Theodosischen Säule (einem 147 Fuß hohen Pfeiler von weißem Marmor) einen Mann sitzen, der die Hände zusammenschlug und laut aufschrie. Die Sache scheint damals Aufsehen gemacht zu haben und unter dem Volk bekannt worden zu seyn; denn der Dichter Tzetzes nimmt ausdrücklich Notiz davon (Chilias IX, 277). Fünfzig Jahre später, 1204, nachdem die Lateiner Konstantinopel zum zweitenmal erstürmt hatten, wurde der Usurpator Alexis Murzuphlus, aus dem Hause Dukas, der Mörder der Kaiser Isaak Angelus und Alexis Angelus, von dieser Säule herabgestürzt und auf dem Pflaster zerschmettert. Dabei war nicht nur das abendländische Heer, sondern auch eine zahllose Menge von Griechen anwesend, welche letztere allgemein in dem schrecklichen Schauspiel die Erfüllung jener alten Prophezeiung erblickten. Denkbar ist es freilich, daß die lateinischen Kriegsfürsten von der alten Sage vernommen und mit Rücksicht darauf das entsetzliche Strafurtheil über den Usurpator ausgesprochen hatten! Ein zweites Beispiel ist folgendes: Zur Zeit der Türkengefahr entstand die Prophezeiung, daß die Türken zwar eines Tages in die Stadt eindringen, aber die Christen nur bis auf den Platz vor der Sophienkirche verfolgen würden. Dort werde am Fuß der Säule Konstantins ein armer Mann sitzen. Zu diesem werde ein Engel treten und ihm ein Schwert in die Hand geben, mit den Worten: „Nimm dieses Schwert und räche das Volk des Herrn!" Auf diese belebenden Worte hin würden die Türken sogleich die Flucht ergreifen und von den siegenden Griechen aus dem Abendland und ganz Anatolien bis an Persiens Gränzen gejagt werden. Als die Türken nun wirklich mit stürmender Hand in Konstantinopel eindrangen, waren, wie Dukas (Kap. 39) berichtet, Tausende von leichtgläubigen Christen sowohl in der Sophienkirche, als auf dem Platze vor derselben versammelt, um die Erfüllung dieser Weissagung mit anzusehen. Aber es erschien weder Mann, noch Engel, und die Enttäuschten mußten sich gefallen lassen, Gefangene der wilden Sieger zu werden. — Endlich müssen wir noch einer Prophezeiung gedenken, welche Bezug auf die Türken hat, und ebenfalls von einem byzantinischen Schriftsteller berichtet wird. Cedrenus sagt nämlich (tom. II, p. 791): Unter den Türken gehe die Sage: es sey vom Schicksal bestimmt, daß der Stamm der Türken von der nämlichen Macht vernichtet werde, womit Alexander von Macedonien die Perser vernichtet habe. (*Εφέρετο γὰρ ἐν Τούρκοις λόγος, ὡς εἴη πεπρωμένον καταστραφῆναι τὸ Τούρκων γένος ὑπὸ τῆς τοιαύτης δυναμεως, ὁποίαν ὁ Μακέδων Ἀλέξανδρος ἔχων κατεστρέψατο Πέρσας.*) Daß den Türken die Geschichte Iskander Dulkarnain (so nennen sie Alexander den Großen) bekannt war, kann nicht befremden; sie hatten sie, wenn auch mit manchem Märchen

verbrämt, von den Arabern erfahren. Die Länder, welche Philipps Sohn beherrschte, als er den Perserzug antrat — Macedonien, Thracien und Thessalien — sind freilich noch in den Händen der Türken selbst. Gingen sie aber einmal verloren, dann könnte die Prophezeiung wohl Recht haben, daß derjenige, der in ihren Besitz gelangt wäre, bald auch Konstantinopel nehmen und der Macht der Türken in Europa ein Ende machen würde. Und in diesem Augenblicke erhalten wir die Kunde von den Gährungen, Bewegungen und Aufständen in Thessalien und Macedonien, einer Fortsetzung der griechischen Kämpfe, welche die Pforte in acht Jahren nicht zu bewältigen vermochte. (A. Z.)

Frankreich.

Paris, 15. März. Wir können uns nicht versagen, den folgenden Zug ächt christlicher Nächstenliebe unsern Lesern mitzutheilen. Seit einigen Jahren bereits sieht man zu Anfang jedes Monates einen Herrn die verschiedenen Hospitäler von Paris besuchen, der seine Aufmerksamkeit vorzugsweise den dort verpflegten kranken Kindern zuwendet. Von den bereits in Genesung begriffenen wählt dieser Herr alsdann stets zwanzig bis fünfundzwanzig aus und nimmt sie mit in die Provinz. Dieser Menschenfreund ist der Marquis de la Rochefoucauld, ein Sprößling des alten bekannten Geschlechtes, der auf seinem Schlosse La Roche-Guyon eine zahlreiche Kindercolonie gegründet hat. Die Kleinen, Knaben und Mädchen, werden hier verpflegt und erzogen. Drei barmherzige Schwestern, mit dem nöthigen Hilfspersonal, stehen dem ganzen Werke vor. Die Kinder führen das beste und glücklichste Leben, das sich denken läßt. Sie werden in allem Nöthigen, in Rücksicht auf ihren künftigen Lebensberuf, unterrichtet; der würdige Pfarrer des Ortes nimmt hieran den thätigsten Antheil. An Seele wie an Körper auf diese Weise genesen, werden sie später entlassen, um andern Zöglingen Platz zu machen. Schon seit einigen Jahren wirkte der Marquis im Stillen und hat so über dreihundert Kinder alljährlich einem gewissen Elende entrissen und brauchbare, fromme Arbeiter aller Art aus ihnen gebildet. Erst in neuester Zeit wurde dieß Unternehmen zufällig bekannter und erregte das verdiente Aufsehen. Um so größer ist das Verdienst dieses Menschenfreundes, da das Vermögen desselben keineswegs so bedeutend ist, um ohne bedeutende Geldopfer sein Werk fortzuführen. Jetzt aber, wo es bekannt geworden, beeilt sich Mancher, den Marquis zu unterstützen; man sendet ihm aus allen Gegenden Frankreichs zahlreiche Beiträge, oft mit Hast und Besorgniß, als hätte man ein altes Vergessen gut zu machen. Der Stadtrath von Paris hat kürzlich eine bedeutende Summe geschickt, der Cultusminister und mehrere Bischöfe desgleichen; das Ministerium des Innern hat dem Marquis sogar einen großen Credit eröffnet. In ganz jüngster Zeit erzählte man der Kaiserin die Sache, die sich sogleich lebhaft dafür interessirte. Tief gerührt von den mitgetheilten Details über die kleine Colonie soll sie ausgerufen haben: Auch ich will dazu beitragen; wie viel soll ich wohl hinschicken? Man erwiderte ihr: tausend Franken würden eine schöne Gabe seyn. Nein, entgegnete die hohe Frau, das Werk ist zu herrlich; ich gebe viertausend, und alljährlich eine gleiche Summe. Dadurch ist nun dem Marquis ein weit größerer Wirkungskreis eröffnet, und schon in diesem Monat hat derselbe mehr als fünfzig Kinder abgeholt. Weniger für den Ehrenmann, der, anspruchslos und bescheiden, nicht nach dem lauten Lobe der Welt verlangt, erzählen wir die ganze Geschichte, als vielmehr für das übrige Publicum, das sich hier auf's Neue überzeugen kann, wie viel ein Einzelner im Guten vermag, wenn ihn Nächstenliebe und Gottvertrauen beseelen. Hier könnte man doch wirklich ausrufen: Gehet hin und thut desgleichen! — Wir verdanken einem der Aumoniers des Kaisers, dem würdigen Abbé Mullois, diese Mittheilung. (D. V.-H.)

Verantwortlicher Redacteur: L. Schönchen. Verlags-Inhaber: F. C. Kremer.